

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 7 (1931-1932)
Heft: 11

Artikel: Fast ein Ernstfall
Autor: Friedrich, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065307>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



FAST EIN ERNSTFALL VON WACHTMEISTER HANS FRIEDRICH

Illustriert von F. Traffelet

(Diensterinnerung aus der Grenzbesetzungszeit)

Nach dem Aktivdienst 1914–1918 gaben einzelne Bataillone Erinnerungsbücher heraus. So auch dasjenige, dem ich angehörte. Leider ist alles aus der Vogelperspektive dargestellt. Der Mann im Gliede kam nicht zum Wort. Da steht u. a. zu lesen: «Nachdem bekannt geworden war, dass unsere Division zu jenen gehöre, die den Winter über durchzuhalten hätten, sank die Stimmung plötzlich um einige Grad. Das zeigte sich plötzlich bei jenem lang berühmten Bellelay-Alarm vom 2. Dezember (1914), wo plötzlich die Unteroffiziere des Regimentes es unter ihrer Würde hielten, auf Grund einer den damaligen Verhältnissen entsprechenden Annahme, die jeden Augenblick bittere Wahrheit hätte werden können, alarmiert zu werden. Dass sich dabei auch Teile der ...iger anstecken liessen, war bei der allgemeinen Entlassungspsychose nicht so verwunderlich.»

Diese Darstellung hat mir die Feder in die Hand gedrückt. Vom Mann im Gliede aus betrachtet, hat nämlich die oben erwähnte «Annahme» wesentlich anders ausgesehen. Mag meine Darstellung in Einzelheiten auf Irrtum beruhen, als Ganzes entspricht sie der Wahrheit.

Unsere Kompanie torkelt schlaftrunken dahin. Hie und da klappert ein Gammellendeckel, klirrt ein Seitengewehr, zischt der Fluch eines Füsiliers in die kalte Dezembernacht hinaus, wenn der im Gehen schlafende Nebenmann an ihn stösst. Gestern waren wir von der Grenzwatche in rückwärtige Stellung zurückgegangen. Eine Woche Grenzwachtdienst mit seinen schlaflosen Nächten, Patrouillengänge durch meterhohen, unbegangenen Schnee, gestern eine lange Bahnfahrt, zum Dessert noch einen zweistündigen Nachtmarsch, mitternächtige

Ankunft, um zwei Uhr Alarm und jetzt schon wieder auf den Beinen ist allerhand. Schlaftrunken, müde, stumpf trotten wir dahin, bei der leisesten Berührung von rechts oder links gehässig fauchend. Wegweiser ist der schattenhafte Umriss des Vordermannes. Marschhalt. Kostbare zehn Minuten! Wir schlagen uns hin und schlafen. Ein Pfiff. Wir trotten stumpfsinnig weiter. Allmählich wird es heller.

« Offiziere an die Spitze! » kommt es von vorn. Nach einer Weile kommt der Zugführer zurück. Er berichtet mit verhaltener Stimme: « Erster Zug aufgepasst! Das Regiment besammelt sich in Bellelay, stösst bei Pruntrut auf das Gros der Division. Ein französisches Armee-corps bewegt sich von Belfort her Richtung Schweizergrenze. Unsere Division bezieht ihre Verteidigungsstellung. »

Meinetwegen. Blast ihr mir! Derartige Türken kennen wir. Ich habe nur den einen Wunsch: Den Ranzen planken und vierzehn Tage nicht mehr aufwachen müssen. Alles andere ist mir Wurst, Wurst.

« Erster Zug aufgepasst! Es handelt sich diesmal offenbar nicht nur um eine Annahme, sondern um die nackte Wirklichkeit. »

« Was!? » — Wir erwachen allmählich. « Es handelt sich um den Ernstfall », schliesst der Offizier. Potz Donner! Schweigen. — He nun — schliesslich haben wir ja mit dem Ernstfall gerechnet. Dafür sind wir ja da, oder! Sonst hätten wir ja schön zu Hause bleiben können. Aber blöd ist das schon. Herrgott — ich hätte noch so gern Reuters « Ut mine Stromtid » fertiggelesen. Grad vor der Mobilisation habe ich es angefangen. Schade für meine Bücher! Donnerwetter, wenn wir Urlaub bekommen hätten, dann hätte ich mich mal ins warme Bad gestürzt, dann 48 Stunden geschlafen, dann gelesen, gelesen. Aber damit ist's nun Schluss. « Schau vorwärts, Hans, und nicht hinter dich! »

« Du, Käru », sage ich zum befreundeten Korporal hinter mir, « wenn es mich putzt, kannst meine Bücher haben. »

« Red nicht so saudumm! »

Eigentlich bin ich heillos froh, dass ich noch ledig bin. Da geht doch die ganze Sauerei so oder so vorüber. Aber wenn man verheiratet ist, so fängt daheim das Elend an, wenn man nicht mehr zurückkehrt. Eh der Donner — Ernstfall, wer hätte das gedacht!

Es ist heller geworden. Andere Kompagnien sind zu uns gestossen, und man sieht die schwarze Kolonne bergan kriechen Richtung Bellelay. Es ist merkwürdig, dass ich noch keine eigentliche Angst verspüre. Wahrscheinlich kommt das daher, weil ich mehrere Tausend Gefährten habe. Was die können, kann ich schliesslich auch, und mein Einzelschicksal ist unter so vielen Tausenden eigentlich gar nicht so wichtig. Also — machen wir einen Schlußstrich unter das bisherige Leben! Es hat zwar erst angefangen, und ich hätte unbedingt noch dies und jenes machen sollen, und am Meer war ich auch noch nie — aber nun also Schluss! Falls ich es überlebe, nehme ich dann das, was nachher kommt, als Geschenk.

Nun sind wir in Bellelay. Das Regiment marschiert auf. Es gibt Inspektion und hernach die so beliebte Auslegeordnung. Es ist ja so verfl... wichtig, dass man vor dem Feinde seine drei Nadeln hat. Wir Führer rechts notieren das Fehlende gewohnheitsmässig und merken zuerst den Unsinn gar nicht. Jetzt, wo es losgeht, können doch keine Ersatzbegehren gestellt werden! Wir packen wieder ein und warten. Die Offiziere sind zur Orientierung beim Brigadier versammelt. Jetzt kommen sie zurück. Man wird nicht recht klug aus ihren Visagen. Einige sehen ernst aus, andere scheinen mit unterdrückter Wut zu grinsen. Ich tippe auf eine abverheite Inspektion. Wahrscheinlich schlucken die Herren an einem Rüffel herum. Nun — es ist ihnen auch etwas zu gönnen.

Aber mein Schluss war falsch. Es war etwas ganz anderes. Wir begriffen die unterdrückte Wut bald. Am Abend landeten wir nämlich wieder in unsern alten Kantonementen. Das Ganze sei nur eine Annahme gewesen. Man habe nur einmal schauen wollen, wie wir uns im

Ernstfall verhalten würden, und wir hätten uns gut benommen.

«Himmelh... abeinander!» Ist der Brigadier eigentlich verrückt? Muss man sich so etwas gefallen lassen? Sind wir Männer oder sind wir Lausbuben? Darf man so mit unsern Gefühlen spielen? Viele von uns haben Frau und Kinder daheim. Mit bangen Herzen haben sie den heutigen Befehl vernommen, haben bereits abgerechnet, und einzelne haben sogar letztwillige Verfügungen getroffen. Und jetzt ist das Ganze nur ein hundscommuner Türk! Na wartet! — Alles wird doch nicht gefressen.

Am Abend liegt eine schriftliche Beschwerde an das Divisionskommando zur Unterschrift auf. Man lasse sich das vom Brigadekommando nicht bieten, lasse nicht so mit sich umspringen. Mit so etwas scherze man nicht! Die ganze Annahme sei übrigens eine Provokation Frankreichs usw. Fast alle Unteroffiziere unterschreiben — unterschreiben aus Protest gegen den unüberlegten Brigadebefehl, unterschreiben aber auch aus Verärgerung über alle dienstlichen Schikanen, protestieren mit der Unterschrift gegen den unendlich langen Dienst, kurz gegen alles, was mit dem Dienst zusammenhängt, Weltkrieg inbegriffen. Denn die vorliegende Protestschrift ist ein Ventil für all die aufgespeicherte Verärgerung, für den Unmut, den wir nun schon monatelang immer her-unterworfen mussten. So — jetzt haben wir uns Luft gemacht. Es hat uns gewohlet, man darf sich wehren, man ist wieder Mensch, man ist auch ohne Galon jemand.

Aber wir hatten einen Formfehler begangen. Wenn zwei oder mehr Personen dieselbe Beschwerde unterzeichnen, so ist das nach den Kriegsartikeln ein ganz schweres Delikt. Wer das noch nicht wusste, vernimmt's in den nächsten Tagen oft genug. Zunächst besammelt der Bataillonskommandant die renitenten Unteroffiziere. Er trägt an seinen Kenntnissen in Mannschaftspsychologie nicht gerade schwer. Er hat uns z. B. vor einigen Wochen einen Armeebefehl folgendermassen bekanntgegeben: «Mannen, die geraden Divisionen müssen nach Hause in den Urlaub. Wir, die wir einer un-

geraden Division angehören, dürfen auf Grenzwache bleiben und das Vaterland beschützen.» Also dieser Herr Major hält die Standrede. Er tut so, als ob wir Meuterer wären. Nach seiner Meinung dürfen wir Gott danken, dass wir nicht fusiliert werden, d. h., er wisse natürlich nicht, was der Herr Divisionär noch beschliesse. Und dann richtet er sein Wort an einige Unteroffiziere, von denen er weiss, dass ihnen Berchtold Schwarz mit der Erfindung des Pulvers zugevorgekommen ist. Unter anderm fragt er: «Herr Adjutant-Unteroffizier B., haben Sie auch gelesen, was Sie unterschrieben haben?» «Nein, Herr Major», will sich der Feigling herausbeissen. Tableau! Jetzt hat natürlich der Herr Major Oberwasser und lässt den B. regelrecht am Seil herunter: «Angenommen — wohlverstanden angenommen! — angenommen, Herr Adjutant-Unteroffizier B., ich lege Ihnen eine Erklärung zur Unterschrift vor: Ich, Herr Adjutant-Unteroffizier B., bin ein Esel! — dann unterschreiben Sie das unbesehen — nicht wahr?»

Damit werden wir entlassen bis auf weiteres. Mich wurmt es heillos, dass der Herr Major uns mit diesem Hosensch...er von Adjutant-Unteroffizier blamiert hat. Im übrigen haben wir keine Angst. Das vom Fusilieren ist natürlich ein aufgelegter Blödsinn. Im schlimmsten Falle gibt es einige Wochen Witzwil, aber auch das wäre ein Unsinn, denn die Folgen wären für unsere Vorgesetzten, ja für die ganze Armee, mindestens so schlimm wie für uns persönlich. Denn es handelt sich hier um die Unteroffiziere eines ganzen Regiments.

Man munkelt, dass wir demnächst noch vom Regiment ein Donnerwetter erleben würden. Der Brigadier werde seinen Senf auch noch dazu geben, und zum Schlusse werde uns dann der Divisionär noch ein Dessert servieren, das uns ganz bestimmt Bauchweh verursachen werde. Herrschaft, dieser Aufwand, müssen die Herren ein schlechtes Gewissen haben! Aber meinetwegen — der nächste Herr, bitte!

Einige Tage später stehen wir vor dem Divisionär. Eine hochgewachsene, aristokratische Erscheinung. Auch er spricht uns

ernsthaft ins Gewissen wie der Herr Major. Aber welch ein Unterschied! Man fühlt, hier steht ein väterlicher Freund, der wohl weiss, dass in diesen Uniformen Referendumsbürger stecken und keine Hampelmänner, dass es sich da um Leute handelt, die im Zivilleben in mehr oder weniger angesehenen Stellungen ihren ganzen Mann stellen, dass selbstverständlich keine Meuterei vorliegt. « Was nun den Inhalt der Beschwerde anbelangt, so erteile ich hier dem Herrn Oberst-Brigadier das Wort », schliesst er seine Rede.

Der Brigadier ist ein grosser, fester, etwas vornüber gebeugter Mann. Im Zivil ist er Regierungsrat. Eigentlich haben wir ihn recht gerne. Es ist schade, dass wir ausgerechnet gegen ihn rapportieren mussten. Er beginnt: « Unteroffiziere, Achtung steht! » Dann motiviert er seine Annahme und

schliesst: « Ich gebe zu, dass meine Annahme etwas riskiert war. Abtreten! »

Wir trollen uns in unsere Kantonnemente.

« Du, Käru, ich glaube, wir Beschwerdeführer haben geputzt! » sage ich zu meinem Freunde.

« Ja, wir haben geputzt, aber der Brigadier hat auch geputzt. Es braucht einen ganzen Mann dazu, besonders, wenn er noch in der Offiziersuniform steckt, vor Untergebenen zuzugeben, dass man einen Fehler gemacht hat. »

« Jä, aber halt jetzt », erwidere ich, « alle können doch nicht geputzt haben, jemand muss doch verloren haben! »

« He natürlich, hat einer verloren, und zwar regelrecht knock out, nämlich der Herr Adjutant-Unteroffizier B. »

Schlechter Traum

Von Hermann Hesse

Komm' ich in mein Zimmer,
Liegt im Bett ein kranker alter Mann,
Der mir leid tut und den ich nicht leiden kann,
Er ärgert mich immer.
Denn immer bin ich noch nicht Er,
Bin noch nicht in ihn eingegangen,
Den Alten mit den graustoppligen Wangen.
Im Spiegel zwar gleicht er mir sehr,
Doch glaube ich etwas jünger und glatter zu sein
Als der Alte, und angenehmer von Wesen,
Kurz, wir stimmen nicht überein,
Ich bin doch kürzlich erst fünfzig gewesen.
Kurz, ich weigere mich, Er zu sein.
Nein, noch lange bin ich nicht Er.

Der Alte liegt und seine Haut ist fahl,
Ich scheine nicht für ihn vorhanden,
Aber sein schwaches Lächeln streift mich fatal.
Langsam komm' ich mir selbst abhanden,
Verliere mich, blicke greis und leer,
Als ob ich der grausige Alte wär'.
Und es ist ja so: ich bin Er.